

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30

Grand Island, Nebr., 1. Oktober 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 6.

Crost.

Nicht klamm're dich an Längstverlor- nes, Altes, Das dir Erinnerung noch läßt hold erscheinen. Was nützt es denn, wenn wir um Lobes, Kates Uns hoffnungslos die Augen müde weinen? Was du begrubst in fernem, schönen Tagen, Das lag begraben sein. Ein heller Bld, Ein klarer Kopf gehört zu frischem Wagen. Glaub' mir, von heut auf morgen kommt das Glück!

Die Verche.

Stizze von Veit Valentin.

„Wahrhaftig, es ist Guiseppe!“ Die drei Soldaten, die sich zerschlagen vom Tagemarsh um das Holzfeuer gelagert hatten, wo die Kartoffeln bräuten, Jurangen auf, der eine sagte die rechte, der zweite die linke Hand des Untermilings und der dritte klopfte ihm auf die Schulter.

„Also, da bist du wieder, das ist schön.“ „Ganz fett sieht er aus der Kerl, das Quartier muß gut gewesen sein.“ „Und wie geht es deinem Finger?“ „Guiseppe, von so viel Fragen umwirbelt, lachte vernünftig.

„Ja, der Finger ist weg!“ sagte er. „Die Doktoren haben ihm abschneiden müssen, um die Hand zu retten. Da seht! Aber es ist ja nur der kleinste!“ Er streckte seine linke Hand aus. Neben den vier großen Fingern klopfte eine Rude. Der Stumpf war noch blutnäßig.

„Armer Kerl.“ „Was wollt Ihr? Ich kann sehr gut schneien mit der Hand, und Dinge kann ich genug an den Fingern tragen. Ich finde überhaupt den fünften Finger überflüssig.“

Die anderen lachten. Guiseppe schnalzte seinen Tornister los und warf ihn auf die Erde, daß das Leder trachte, fügte sein Gewehr in die Gewehrpyramide der anderen ein, rollte seinen Mantel zu einem Kopfkissen zusammen, nahm das Koppel mit peinlicher Vorsicht ab und hockte sich zu den Kameraden.

„Ja, was hast du denn da neben der Feldflasche hängen, Kerl?“ „Mein Gott, einen Bogzellkäfig.“ „Und da sitzt auch was drin.“ „Finger weg!“ meinte Guiseppe ab und bedeckte den zierlichen Käfig mit beiden Händen. „Das ist eine kleine Verche, die ich im Quartier einmal gefangen habe. Sie hat mir gefallen und da habe ich sie mitgeschleppt.“

Er öffnete behutend das Thürchen des Käfigs und holte den Vogel heraus. „Pip, pip“, machte er und streichelte ihm ganz zart das Köpfchen. „Da, seht sie euch an, reizend, was? Aber vorsichtig! Nein, laßt sie mir lieber in der Hand. Ihre Flügel sind groß, sie könnte entweichen.“

Die Kameraden pfiffen, luden mit dem Finger über das Gefieder und tippten auf die kleinen Krallen. „Sie ist müde. Seht, wie sie mit den Beugeln blinzelt. Du willst schlafen, nicht wahr, Teresina? Komm, geh in deinen Käfig.“

Guiseppe klappte das Thürchen zu und stellte mit zitternder Vorsicht den Käfig neben den Tornister. „Wie lang bist du eigentlich invalide gewesen, Guiseppe?“ „Wierzehn Tage, nein mehr, fast drei Wochen, ja so lang ist's her, daß wir die Desterreicher bei Magenta geschlagen haben.“

„Nun, verkauft du ihn nicht, Guiseppe. Ein paar Schärmügel, da und dort, viel hin und her markieren. Ich habe vielleicht drei Angeln pfeifer hören in der ganzen Zeit.“ „Wer weiß, wie lange das noch dauert.“

Lang gezogene Trompetentöne flogen über die Ebene. Die Intervalle schoben sich durcheinander. Ein Flüstern und Rumoren stieg aus dem endlosen Soldatenlager auf. „Zapfenstech.“

Man mußte den letzten Bissen Brod herunter, klappte die Messer zu, warf noch ein paar Scheite Holz ins Feuer, gähnte und streckte sich zum Schlafen. „Werde nieherter aus der Ferne, der Boden schütterte unter dem Trit der Patrouillen, Kommandorufe hallten durcheinander. Pfliffe gellten von da und dort. Aber diese letzte Unruhe verzitterte schnell in der Luft, verflüchtete gleichsam wie Wasser in der weiten Erde.“

Die nächtliche Stille hauchte kühl über die einschlummernden Soldaten. „Martino, Martino!“ Guiseppe

rief seinen Nachbar mit dem Ellbogen an. „Was ist?“ Martino wandte sich auf dem nackten Boden; er freizte schwer die Fesseln ab, mit denen ihn der Schlaf schon halb gebunden hatte. „Martino, es ist nicht wahr.“ „Was ist nicht wahr?“ „Das mit dem Vogel.“ „Wieso?“

„Teresina hat ihn mir gegeben.“ „Wer ist Teresina?“ „Teresina? Sie ist die Tochter des Bäckers, bei dem ich in Quartier war. Die hat mich gepflegt.“ „So, so!“

„Martino, weißt du, Teresina ist sehr schön und sehr lieb. Wenn sie bei mir sah, lang die kleine Verche im Käfig. Und wie ich gesund war und fort mußte...“

„Nun?“ „Da hat sie mir die Verche geschenkt. Sie soll aufpassen, daß ich an sie denke. So hat sie gesagt. Und weißt du, Martino, beim Abschied habe ich sie geküßt und habe ihr feil und heilig versprochen, wiederkommen.“

„Und Martino, ich werde es thun. Wenn wir Italien betritt und der Krieg zu Ende ist, dann hole ich mit sie auf unser Gürtchen in Toscana. Es wird den Eltern schon recht sein. Der Bäcker ist ein fleißiger und braver Mann. Und sie ist sehr lieb und sehr schön. Das mit dem Finger schadet gar nichts, hat sie mit gesagt, und dabei lachte sie.“

„Nun, das ist ja schön!“ gähnte Martino. Guiseppe richtete sich auf und stützte die Arme auf die Knie. Seine Augen schweiften hinaus, weit über den aethisch leuchtenden Damm, der von den Lauerflammen aufstieg, weit über zertretene Markfelder hinweg, die in der hellblauen Nacht aufglänzten, wie getaufte Seide. Vom fast ganz gerundeten Mond strömte ein zarter Schimmer aus; die nahen Sterne erstrahlten flimmernd darin; die großen an hohen Horizont strahlten desto stärker in emeraldgrüner Pracht.

Guiseppe sah Teresinas Augen vor sich und summte leise, so wie eine Verche singt. Dann strich er sich plötzlich über Stirn und Augen, blickte gerade und schief vorwärts. „Wie heißt das Dorf da unten, fast im Himmel, ganz auf dem Hügel. Mit dem schlanken hohen Kirchturm?“

„Solferino, glaube ich“, murmelte Martino. „Neht laß mich aber schlafen!“

Seit drei Uhr Morgens warteten die Soldaten der dritten Kompanie des zwölften italienischen Freiwilligen-Regiments hinter einer Böschung auf den Befehl zum Vormarsch. Die Sonne stieg höher und brannte herunter. Martino lag auf dem Bauche; er hatte seinen Mantel zum Schutze vor der Gluth über den Kopf gelegt. Guiseppe spielte mit der Verche und fütterte sie. Andere suchten an ihren Gewehren herum, andere spielten heimlich Karten.

Eine Kartentenderin trug ihren Klappverriegelten Gault vorbei, der eine dürftige Karre zog. Die Soldaten drängten sich um das Rothweinfäß. „Nun, was giebt's Neues? Wird es ernst?“

„Ja, da unten schlägt man sich; ihr kommt auch bald dran.“ „Es wird nichts Großes. Die Desterreicher sind ja über dem Mincio drüben.“

„Was wisst ihr denn? Horcht doch an der Erde. Die Kanonen poltern, daß es tracht.“

„Wir sind noch weit davon.“ „Ja, es kommt aber näher. Da unten wimmelt's, der Staub überwirbelt alles. Die Reiter fliegen.“

Um zwei Uhr Nachmittags paffierte ein halbes Hundert Gefangener. „Es ist ein großes Gefecht“, sagten die Eskortreiter. Um drei Uhr Nachmittags paffierte eine Sanitätskolonne. Hinter den Krankenwagen polterten fünf ländliche Lastwagen her. Die Verwundeten wimmerten. „Habt Ihr keinen Arzt bei Euch. Wir können die Arbeit nicht mehr machen“, rief ein langer Mann. Sein flatternder weißer Kittel war mit Blut besetzt. „Wir haben keinen“, antwortete der Hauptmann der Kompanie. „Wie geht's vorn an der Front?“

„Die Desterreicher weichen nicht. Es ist eine große schwere Schlacht.“ Um vier Uhr bekam die Kompanie den Befehl zum Vormarsch in der Richtung nach dem schlanken Kirchturm. Das zwölfte Freiwilligen-Regiment war die letzte Reserve.

Martino kam aus einer Schenke und schlenderte die Hauptstraße von Solferino herunter. Er trug den linken Arm in einer aus weichem Uniformtuch zusammengerissenen Binde.

„Ah, Giovanni, hast Du Guiseppe nicht gesehen?“ fragte er einen Rompagnietameraden, der ihm entgegenkam. „Nein. Keine Ahnung, wo er steht. Beim Appell ist er nicht gewesen.“ „Ein Wunder, daß man noch herumtreibt. Du hast gar nichts abgetriezt?“

„Nichts als einen Streifschuß am Oberschenkel. Ich hinfte, es ist aber nicht schlimm. Die Hälfte vom Regiment wird vermisst. Es war heiß.“ „Du, weißt Du was, Giovanni, wir wollen Guiseppe suchen. Er war doch ein lieber Kerl. Wer weiß, vielleicht ist er nur verwundet, und wir können ihm helfen. Trinkt einen Schluck Wein und geh mit. Die Nacht ist hell.“

„Aber mein Bein?“ „Ich gebe Dir den Arm. Komm. Bist Du müde?“ „Ganz und gar nicht. Ich habe vorher eine Stunde geschlafen.“

Die beiden Soldaten ließen die hohlaugigen, zerhohlenen Häuser des Dorfes hinter sich und gingen die abschiffige Straße hinunter. Sie kamen langsam vorwärts. Giovanni hing an Martinos Arm und biß sich alle zehn Schritte auf die Lippen. Bald verloren sie den Weg. Die Straße war von Kanonenrädern tief aufgewühlt, in den Gräben lagen Mäntel, Patronen-taschen, Säbel wie durcheinander. Das Feld war zertrampelt und zer-treten.

„Hier muß ein harter Kampf gewesen sein“, sagte Martino. Sie bog an einem braunen Bufen vorbei; drei Pferdelastwagen lagen quer übereinander. Unter dem unteren lag ein österreichischer Mann. Sein Oberkörper sah heraus. Er winkelte leise vor sich hin; als er die beiden vorbeiziehenden sah, stieß er einen wilden, lebenden Schrei aus.

„Wollen wir ihm helfen?“ fragte Giovanni. „Wir müssen doch Guiseppe suchen. Laß ihn. Er hat einen Bruchfuß und stirbt bald“, antwortete Martino, der sich über den Mann gebeugt hatte. „Guiseppe nicht finden und abhmet tief. Er sah sich vereweltet um.“

Die hellblaue Nacht spannte sich in strahlender Schönheit über die Ebene. Aber aus der Tiefe stiegen rötlich die furchtbaren Schatten der Sterbenden heraus und die grauenolke Mufft des Nebels und Stöhnens tönte mächtig anwachsend zum Himmel empor als herzerzitternde Klänge. „Ich kann nicht mehr“, sagte Giovanni schauernd.

Martino bettete ihn sorglich auf einen Weidenast. „Ich hole Dir Wasser“, sagte er. „Dann geht es wieder.“

Er schritt an einen Körper heran und suchte im Gürtel des Soldaten nach der Feldflasche. „Guiseppe trant gierig aus der Feldflasche des Todten. Aber er konnte nicht weiter. Er frieberte, zitterte und verlor sein Bewußt in dem Schoß Martinos, der ihm tröstend den Kopf streichelte.“

Guiseppe schlief ein. Martino hielt bei ihm Wacht. „Du dumme“, dachte er. „Wäre ich nur allein geblieben. We-möglichst kann er nicht mehr zurück.“

Die Stunden vergingen. Martino nickte auch ein wenig ein. Aber alle Viertelstunde rüttelte er sich auf und spähte herum. Da und dort in der Ebene tauchten geblühten Gestalten auf. „Da man mander einen Freund suchen. Wir müssen ihn doch noch finden. Den armen Guiseppe“, dachte er. Schiffe fielen in der Ferne. Wachtfeuer verblommen. Von Solferino her wirbelte ein einziger Tambour. Manchmal jagte ein Reiter über die Ebene, flüchtig und schattenhaft wie ein Gepenst.

Amnächtlich erstarrd das Sternensicht. Ritzend, bleich und kühl schwebte auf zagen Flügeln der junge Tag am Horizont herauf.

Guiseppe rief sich die Augen. „Herrgott, wo find wir?“ fragte er und schlug die harten Hände ineinander. „Neht gehen wir noch bis herunter zum Hohlweg, weißt Du, wo uns gestern die Kartätschen empfangen haben. Wenn Guiseppe da nicht ist, tehren wir um. Ich habe schrecklichen Hunger.“

Es war ganz hell geworden. Der große rote Ball zerschnitt den Horizont, zerschmolz mit seiner Gluth in der grauen Dunstschleier und schwebte in sicherem Triumphe langsam hinan; seine blutigen Strahlen kühten die blutigen Wunden.

Die Todengesichter leuchteten unter dem Hauch der Morgenheile in schrecklicher Klarheit auf. Die Hände waren gekrampf, die Arme waren gekrümmt; die Säbelscheiden und Bajonette, die Anöpfe und Gewälets blühten. Das Weiß und Blau der Uniformröde, das Roth der Hüfen mischten sich mit dem Grün der Wiesen und dem Gelb der Markfelder zu einer wilden Farben-symphonie.

Plötzlich blieb Martino stehen. „Halt, hörst, da unten singt ein Vogel.“ Die beiden Soldaten folgten dem Klänge, fanden von oben aus den Lüften, sondern von unten.

Wahrhaftig, da lag Guiseppe, mitten im Hohlweg, halb verdeckt von einem trummen Baumstamm; die Seiten auf der Erde. Martino hob ihn auf, mit prüfendem Bld. „Schuß durch's Herz. Er war gleich tot. Armer Kerl.“

Guiseppe schnalzte der Verche das Koppel ab und hob den kleinen Käfig ab. Die Verche schmetterte freudig dem Morgen entgegen. Er öffnete behutend das Thürchen, nahm den Vogel heraus und strebelte ihm zart das Köpfchen, so wie es Guiseppe gethan hat.

„Teresina“, sagte er zärtlich mit störender Stimme. „Wir wollen ihn fliegen lassen“, sagte Martino. „Sie soll von der Freiheit fliegen.“

„Ja“, antwortete Giovanni und ließ von hoherhender Hand das Thürchen in's Weite steigen; und sie soll zu der armen Teresina zurückfliegen und ihr sagen daß Guiseppe nicht mehr verwehrt.“

In der Stadt der Streichhölzer.

Von Helge.

„Acht Schwedischer Streichhölzer, Pack 18 Fennia!“ — „Seeben zwei Waagenladungen einatrotten!“ — So steht es mit riesigen Lettern auf einer Leinwand, die sich am Eingang eines Berliner Kaufhauses, aller Augen deutlich sichtbar, weit auseinandergepannt. Auf Tischen ge-trümert, bauen sie sich zu hohen Pyramiden, die Kinder des Nordens; schreie gelb leuchtende Zettel haben sich quell ab von der fahlgelben Papierumhüllung. Ein Gruß aus Smaland, ihrer engeren Heimath. — Stiefmütterlich behandelt der sonst so offenergeigige Wädter die schöne Stadt am südlichen Ende des riesigen Vätternsees. Der große Trupp der jahraus, jahrein Süd-Schweden durchquerenden Touristen macht nur verhältnismäßig selten Halt in Jönköpings. Malerisch umfäumt es in weitem Bogen die lieblichen Ufer des riesigen Sees, der nach Norden zu dem Auge keine Grenze bietet. Himmel und Wasser, nur ganz in der Ferne, einer Kata Morgana gleich, ein kleiner Streifen Landes, die Wüingsö, ein liebliches Eiland, historisch durch die Erinnerung an Per Brahe, Schwedens großen Staatsmann des sebzehnten Jahrhunderts, dessen prächtige Adelsburg, die Wüingsburg, der Nachwelt nur noch als eine Ruine erhalten ist. Den Horizont besäumen vom See aufsteigend waldbetragte Hügel von beträchtlicher Höhe, die letzten Häuschen können an ihnen empor, und aus dem dichten Grün ragen sie und das fahl und trugig Granitkuppen empor.

Gar friedlich weilt es sich oben in Jönköpings Stadtparten. Ein Urwald mit wohlgepflegten Pfaden, ein Naturkind inmitten größter Zivilisation. Geheimnisvoll taucht es in den dunklen Höhlen, riesige Eichen reden die dichtbelebten Arme zum Himmel, und traufvolle Buchen mit flechtenbedeckten, säulenartigen Stämmen erreichen hier riesige Dimensionen, gerade als wollten sie beweisen, wie herrlich ihnen hier oben, wenige Meilen südwärts von der Grenze ihrer Erstzähligkeit, der nordische granitdurchsetzte Boden noch zusetzt. Zu meinen Füßen eine üppige Wildnis. Rot leuchten die Trauben der Preiselbeeren, blau wie Vogelaugen nur spärlich hier und da noch die Heibelleeren. Uleppig wuchern Heidekraut, Moose und Farne, und leise rauschend flürzen die Bächelein zu Tal.

Der Schwede hat auch hier seiner Sammelfreudigkeit bereiten Ausdruck gegeben. Ein Freiluft-Museum ist der Stadtpark Jönköpings. Hier eine mineralogische Sammlung unter freiem Himmel, zahllose Steinspigen in primitiver Art mittels Zements auf das granitne Fundament gemauert. Eisenzerze, Kupferblendes und andere erzhaltige Gesteine, alles in buntem Durcheinander. Sie sprechen eine bereite Sprache von dem Reichtum in Schwedens Erde. Dort verriedet das tiefe Waldesgrün eine jener kleinen Hüten, Stügen genannt, wie sie vor Jahrhunderten von Smalands Söhnen und Töchtern bewohnt wurden. Ein paar Schritte weiter als Vertreterinnen der alten schwedischen Industrie die Drahtzieherei, die Weberei, die Holzbrenerrei, die Hand-arbeitshütte. Jedes Stück ein Denkmal rührender Väter. Ein 200 Jahre alter hölzerner Glockenturm,

Solbergas Glockenturm, bietet von hier oben einen weiten Rundblick, eine prachtvolle Fernsicht über die blauen Wogen des Vätternsees, über die Hügel und die zu unseren Füßen sich deh-nende Stadt. Westwärts der 1000 Fuß hohe Taberg, ein gewaltiger, lin-fenrörmiger Kegele, ganz aus Eisenzer gebildet, in dem bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts der Bergbau betrieben wurde. Der Eisengehalt des Eisenerzes macht es jedoch minderwertig, so daß der Abbau heute nicht mehr loh-nend ist. Im Osten erblickt man die Hultsvarna, bekannt durch seine seit dem Jahre 1680 bestehende Waffen-fabrik, die neuerdings in eine Aktien-gesellschaft umgewandelt wurde, be-kannt ferner durch seine lieblichen Wasserfälle. Weiter entfernt noch ein Aussichtspunkt: die Viskalkulla. Hier oben ruhen auch die, welche unten längst ausgekämpft haben: an fried-licher Stätte, hoch über den Sorgen, hoch über dem Kampf, den man unten ums Dasein führt. Denen unter ihnen, den Söhnen Smalands, auf die man stolz ist, hat man hier oben im Stadtparten ein würdiges Denkmal gesetzt. Umgeben von ehrwürdigen, tausendjährigen Bäumen ragt ein Bautastein empor, ein flacher Fels, rechts und links eng beschriebenen mit den Namen der großen Söhne der schwedischen Provinz Smaland. „Söner af Smaland“ lautet die In-schrift. Mancher ist uns kein Fremder. Den hervorragendsten unter ihnen, Karl von Linné, den berühmten Botaniker und Naturforscher, ihn kennt alle Welt. Da ist Peter Gud-mundsson, der bekannte Baumeister, den man Jönköpings zweiten Grund-leger nennt, J. M. Lundström, der Begründer der Großindustrie der Stadt. Er legte im Jahre 1848 die weltbekannte Streichhölzerfabrik an. Seine Wüste stieg dem Schöpfer des Wohlstandes der Stadt ein dauerndes Denkmal. Und noch einer, Victor Rudberg, der große schwedische Dichter, ist in Jönköping geboren. Hier hat er gemirkt, hier hat er seine schön-sten Dichtungen verfaßt, oben, an Solbergas Glockenturm, hat man ihm zur letzten Ruhe geläutet und unten inmitten der blühenden Anlagen voll recht schwedischer Farbenpracht ihm ein Denkmal gesetzt. Noch ein Memento: In einem der granitnen Felsen im Angesicht der Stadt hat hier oben König Oskar seinen Namen auf einen Felsblock gezeichnet. Der Meißel des Bildhauers hat ihn als unerblich in den spröden Stein eingegraben, der Namenszug wurde vergolbet.

„Lete wohl du schöner Stadtpark, du einsames Jödd, wenige Fuß fern von der Stätte der Arbeit! Da unten gibt es noch mehr des Lebenswerten. Deine riesigen Fabriken mit ihren ovalen Schornsteinen, sie reigen mich längst. „Tilträde förjubben“, so steht am riesigen Tor der Streichhölzerfabrik, doch danke ich der Befan-nischaft mit einem ihrer Leiter die Er-laubnis zu eingehender Besichtigung. Mein freundlicher Führer geleitet mich über den weiten Fabrikhof, haushoch türmen sich die glatten Stämme, die ihrer Verarbeitung harren. Man sagt mir, daß nur Epenholz Verwendung für die Streichhölzerfabrikation finden könne, denn es sei weich, schmiegsam und elastisch, Eigenschaften, die unbedingt erforderlich sind, denn wie könnten wohl sonst die feinen Holzspaltchen für die Fabrikation der Rädchen, gleich riesigen durchsichtigen Wäbner, mittels scharfer Wands-messer spiralförmig aus den rotierenden Stämmen hergestellt werden? Schweden hat seinen Vorrat an Epenholz verbraucht, das Rohmaterial für seine sechs zu einem Trutz vereinigten führenden Streichhölzerfabriken, deren größte die von Jönköpings ist, liefern Finnland, das Land der tausend Seen, mit seinem uner-messlichen Walddreickum, und Rus-land. Die Stämme haben weite Land- und Seereisen hinter sich, in breiten Flächen haben Flöße aus Epenholz-stämmen die Küstengewässer bedekt. Jetzt wandern sie einer nach dem an deren mit Hilfe sinnerreicher Transport-vorrichtungen hinüber nach den Schneeb-mühlen. Die eng nebeneinander ge-reichten Wandsfagen bringen ächzend tiefer und tiefer in das Markt der Stämme, wieder und wieder passieren die Bretchen das von riesiger Kraft getriebene Schneidwerk, bis sie zu Boden fallen als die kleinen Stückchen, die Grundbestandteile des heute so sehr ge-suchten Streichhölzchens. Drüben im riesigen Kesselhaufe lockt und bro-delt es in gigantischen Bottichen. Ein gelber Dunst schwellt empor, eine ver-pelste Atmosphäre raubt uns schier den Atem. Mit Blitzgeschwindigkeit geben hier mechanische Tunvorrichtungen den kleinen Hölzchen ihre Vollendung. Sie setzen ihnen das schwarze Mäh-

den auf, in dessen Innerem der zün-dende Funken ruht. In einem an-stoßenden Saale präpariert man die Papiere für dieReißfläche, und schließ-lich wandert alles aus dem Trocken-hause nach dem Packraum, wo schon die fertigen Rädchen harren, um die kleinen, weißen Gefellen mit den brau-nen Köpfchen zu beherbergen. „Ohne Schwefel und Phosphor“ und doch ein-schneefbar zündend. Jeder der winzigen Gefellen tann einen Welt-brand entfachen!

Der Fabrikation der schwedischen Streichhölzer, die Weltruf haben, verdankt Jönköping seinen Reichtum. Denn eine reiche Stadt ist es, die wir durchschreiten. Zahllose prachtvolle öffentliche Gebäude, Palästen gleich, an ihrer Spitze als schönsten Bauwert die Sophientische, ein gotthischer Bau reinfen Stils. Theater, Museen, Schulen und sonstige öffentliche Ge-bäude, der prachtvolle Bahnhof und nicht zuletzt die zahllosen palastartigen Wohnhäuser, das alles zeugt von dem Segen der Arbeit. Smalands Söhne und Töchter dürfen stolz sein auf ihre Hauptstadt.

Und Jönköpings Bewohner? Hoch-gezeichnete, schlante Gestalten mit sichten Haaren und blauen Augen. Ge-sundheit und Kraft spricht aus jeder ihrer Bewegungen, Lebensfreude und Lebenslust klingt aus jedem ihrer Worte. Und dann die Mäbden! Nicht gerade schön zumeist, dafür aber um-so anmutiger. Der durchsichtige Teint, zart wie Apfelblüten, das Antlitz um-räht von dichtem Mondhaar, die Lippen frisch und rot.

Dabei ist der Grundzug ihres äußeren Weisens eine unerschöpfliche Pies-lichkeit, gepaart mit einer al-lecklichen Würde, die schon die jün-gsten Mäbden sich zu geben wissen, von blüßfauberen Stubenmädchen bis zum Platzfischen aus wohlhabendem Hause. Und besonders aus der Mäb-chen-Munde klingt die an sich schon wohlklingende schwedische Sprache be-sonders schön.

Auf Wiedersehen, mein schönes Jön- köping! Der Weg führt mich bald einmal wieder zurück zu dir. Voll-erster Wiedersehensfreude habe ich dich stets gegrüßt, sei es, daß mich der Kanal-dampfer in langer, ruhevoller Fahrt von Stockholm zu dir führte, sei es das schneubende Dampfros von Näsjö. Denn wer dich einmal sah, dem bleibt du unergeslich. Du bist eine köstliche Blüte im Kranz der schwedischen Städte!

Starkstromvertheilungen und Sägevertheilung.

Aus Paris wird berichtet: Vor der hiesigen Akademie der Wissenschaften ist dieser Tage eine Frage erörtert worden, die eine recht erhebliche Wichtigkeit, besonders für die Landwirtschaft besitzt. Es handelt sich nämlich um die Entscheidung, ob die Anlage von Starkstromleitungen einen Einfluß auf den Gang von Hagelwettern auszuüben vermag. Es wurde vor der Akademie berichtet, daß in der Umge-bung einer Veralette auffallende Ver-änderungen durch eine solche Anlage mit Bezug auf die Hagelvertheilung eingetreten seien. Früher übten diese Berge scheinbar eine Anziehung auf Hagelwolken aus, vermutlich infolge der Lage der zahlreichen Täler, längs denen die Wolken gegen die Berge hin-aufgelant wurden. Kürzlich ist nun in dieser Gegend eine elektrische Lei-tung für dreiphasigen Wechselstrom mit einer Spannum von 45.000 Volt ge-baut worden, und seitdem sind die Hagelstürme nicht mehr den Tälern entlang, sondern über diese hinweg der Starkstromleitung gefolgt. Der Fall scheint befremdend zu sein, obgleich man eine Erklärung für den Vorgang noch nicht geben kann.

Wie sie es versteht.

Schaubudenbesitzer: „Für das Kind müssen Sie bezahlen Frau, hier steht deutlich: nur jedes zweite Kind ist frei.“ Frau: „Das ist ja mein zweites Kind, das erste ist a'horben.“

Beschwichtigt.

Seemann (der nach langer Seereise wieder unter den Seinen ist und von diesen mit Freudenbränen begrüßt wird): „Na, Kinder, nun meint doch nicht, — Wasser hab' ich unterwegs genug gesehen!“

Bedenklich.

Jünger Ehemann (nach der Hochzeit): „Aber, nun sag mir mal, liebe Frau, in deinem Heirathsge-such stand doch, du hättest 800 Mark. Wo find denn die nun eigentlich ge-blieben?“ Junge Frau: „Veranoncirt!“